

Nachdruck verboten.

Es lebe die Kunst!

45] Roman von C. Viebig.

Ein feines Rot stieg ihr ins Gesicht. „Ja“, sagte sie träumerisch, „ich weiß, Du hältst etwas von mir!“

„Wir alle!“ Es packte Heider wie Ungeduld. „Wenn Sie sich gleich von ein paar lumpigen Recensionen so verstimmen, von einer so niederdrücken lassen — hören Sie mal, hier schreibt ein anderer“ — er durchflog rasch ein neues Zeitungsblatt — „Novität — gewagter Stoff — originelle Behandlung — Aufführung — Hitze — Urteilsfähigkeit des Publikums — halt, hier!“ Er unterbrach sein Gebumm und accentuierte deutlich:

„Ein Talent, das eigene Bahnen geht, hat stets zu kämpfen. Ich erinnere nur an Heibel, Grillparzer —“

Heider unterbrach sich: „Nun, das können Sie sich schon gefallen lassen, die citiert zu sehen!“

— an Sudermann, Hauptmann! Jahre mußten sie warten, bis auch pekuniäre Erfolge einigermassen Früchte am Vorbeer ansehten!“

Heider lachte. „Der ist praktisch! Nun, wie viel hat Ihnen denn Schwertfeger ausgezahlt?“

„Maier schreibt: Fünfzehn Mark dreißig — bare fünfzehn Mark!“ Elisabeth sagte es ohne jede Ironie. „Ich hätte Schwertfeger die fünfzehn Mark gern gelassen, was soll ich damit?“

„Wir legen sie unserem Jungen in die Sparbüchse,“ sagte Ebel und lächelte freundlich. „Er mag es später wissen, wie sauer seine Mutter die für ihn erworben hat; sie werden ihm Glück bringen!“

„Oder auch nicht!“ Elisabeth sprach hastig. „Wirf sie lieber weg, schenke sie niemandem! Es riecht Herzblut daran.“ Sie sah geradeaus, über ihr ausdrucksvolles Gesicht gingen noch einmal alle Schauer des Erlebten. Sie schüttelte sich leicht. „Nein, gib sie ihm nicht!“

„Die letzte Zeitung!“ sagte Heider, noch ein Blatt entfaltend. „Auch gut, aller guten Dinge sind drei. Nur der Geld genügt ihm nicht; auch möchte er vor allen Dingen freundlichere Bilder haben. „Bitte, recht freundlich!“ wie der Photograph sagt. „Wann vertieft sich die geschätzte Autorin in die Nachseiten unseres Lebens? Ihr erstes Talent —“

„Sehen Sie,“ unterbrach Heider die Vorlesung, „immer Talent!“

— ihre nicht gewöhnliche Gestaltungskraft, ihr Mut, das zu sagen, was not thut, treibt sie leicht dazu, die schwarzen, allzu schweren Töne zu forcieren. Noch fehlt die Sonne. Wenn doch sieghafte Töne in unsere Poesie kämen! Nur der allzu große Ernst schreit ab; Frau Reinharz sollte lichtere Farben wählen, freundlichere Stoffe und den männlichen Charakter eines eingehenderen Studiums würdigen. Dann wird es ihr auch nicht an Erfolg fehlen!“

„Nimmer den Vorwurf der ungenügenden männlichen Charakterisierung, hm,“ sagte Heider. „Das kann wohl möglich sein, daß Sie da —“

„Die Kritiker haben recht,“ unterbrach sie ihn rasch. „Aber was wollen sie? Zeigt mir doch den Mann, der die Frau so zeichnet, wie sie wirklich ist. Er wird nie ganz wahr sein. Und ich den Mann zeichnen?! Nun, ich bin eben eine Frau!“

„Aber dann: heiterere Stoffe!“ Heider nickte ihr ermunternd zu.

„Das sagen Sie mir?!“ Sie sah ihn groß an. „Wissen Sie denn nicht? Ich suche die Stoffe nicht, die Stoffe suchen mich.“ Schwerfällig stand sie auf und ging ins Nebenzimmer zu dem Kinde.

„Wir werden verreisen“, sagte Ebel. „Ich habe Urlaub erhalten, von Ende dieser Woche ab für fünf Wochen. Sie muß herankommen, es thut ihr not.“

Der andere stimmte lebhaft zu. „Aber wohin?“

„In ihre Heimat; da hat sie ihre Kunst gesunden, da wird sie sie auch wiederfinden.“

Heider sah ihn forschend an; seine Augen waren von Freundschaft geschärft, leise regte sich auch noch eine andere Empfindung. Hatte der Mann denn gar keine eigenen

Wünsche, ging er kalt neben ihr her? Elisabeth war nicht glücklich — und der da?

„Alter Junge, bist Du glücklich?“ fragte er plötzlich und legte dem anderen die Hand auf die Schulter.

„Ich hoffe es zu werden!“ Ebel vermied den forschenden Blick Heiders nicht, sondern erwiderte ihn ruhig und offen; dann sagte er ganz in demselben Ton: „Ich werde um Wohnung schreiben; Elisabeth hat mir vom Förster erzählt, ich denke, da kommen wir unter. Das Gutshaus ist geschlossen, der jetzige Besitzer wohnt nicht darin, sondern läßt alles verwalten. Im Dorfwirtshaus möchte ich nicht bleiben, da werden die Betten schlecht sein, es ist auch nicht reinlich genug.“

Heider schüttelte den Kopf. „Setz an so etwas zu denken! Der war doch ein Philister! — — —“

Elisabeth hatte wehmütig gelächelt, als ihr Mann ihr ankündigte: „Nun können wir in Deine Heimat reisen, ich habe Urlaub.“ Vor Wochen hätte diese Botschaft ein belebendes Feuer in ihr angefaßt, jetzt nickte sie nur: „Das ist lieb von Dir!“ Sie sagte nicht: „Ich freue mich!“ Mit einer gewissen Lässigkeit betrieb sie die Vorbereitungen zur Reise. Sie wäre kaum fertig geworden, wenn Mile nicht mit Feuersieger gewaschen, geplättet und gepackt hätte. Die Alte war selig in dem Gedanken, noch einmal dahin zu kommen, wo sie, wie sie zutraulich zu dem Herrn sagte, „ihre besten Jahre verlebt hatte“. Ebel hörte sie dem Kinde von der Mulsch, von den schönen Blümchen, von der guten, guten Milch erzählen, von dem großen Wald, wo Erdbeeren wachsen, so süß, wie es sonst gar keine mehr giebt. Ihre knarrende Stimme bekam dabei einen ganz melodischen Klang. Ebel mußte lächeln — Heimat, das war ein Zauberwort, das Alte jung macht und Betrübte froh — hatte es denn für Elisabeth gar keinen Reiz mehr? Vor Wochen noch hatte sie sich gejeht, jetzt schien sie keiner lebhaften Empfindung mehr fähig zu sein. Sie war launter als sonst, von einer liebenswürdigen Nachgiebigkeit, wie sie nur Schwachen eigen ist. War sie körperlich leidend? Ihre Augen waren ohne Glanz, und sie hatte einen Teint, wie ein bleichsüchtiges Mädchen.

Mit einer gehaltenen, ihr sonst fremden Ruhe erledigte sie, was zu erledigen war; es berührte Ebel eigentümlich, wenn er sah, wie sie anräumte, wegpackte, einpackte, als hätte sie nie für anderes Interesse gehabt. Als er am letzten Tag vor der Abreise nach Hause kam, fand er sie vor ihrem Schreibtisch. Sie saß am Boden, zerrissene Papiere waren um sie herumgestreut, in dem einen Seitenschränkchen lagen schon schön geordnete Bündel mit Bindfaden fest umschürt. Jetzt räumte sie nicht weiter. Wie lange mochte sie schon so dageessen haben, ein dünnes blaues Heft, anscheinend ein Schulheft, in der Hand, den verträumten Blick unverwandt darauf gerichtet.

„Was hast Du da?“ fragte er.

Sie schrak zusammen. „Mein erster Versuch,“ — sie hob das Heft in die Höhe, ein leiser Schmerz zuckte über ihr Gesicht — „ich schrieb hier auf — hier hinein — — früher — —“. Hastig warf sie's in den Kasten zu den Bündeln und schloß fest zu. „So.“ Langsam stand sie auf, steif von dem unbequemen Sitzen. „Nun habe ich abgeschlossen.“

Wenn sie sich doch nur ein wenig auf die Reise gefreut hätte! Es war das erste Mal seit vier Jahren, daß sie wieder in die Freiheit hinauskam, in die wirkliche Freiheit, wo die Bäume wachsen, wie sie wollen, nicht sorgsam umhegt, zum Zählen vereinzelt, wie die Bäume im Grunewald.

„Denke, Du wirst wieder Korn wachsen sehen und Vögel singen hören,“ sagte er. „Du wirst Blumen pflücken können, Du liebst sie ja so. Wir wollen in der Wiese liegen und tüchtig im Wald spazieren gehen; wir besuchen alle Deine alten Bekannten im Dorf. — Freust Du Dich denn gar nicht?“

„Oh ja.“ Klang es müde.

„Du wirst mir die Plätze zeigen, wo Du als Kind gespielt hast?“

„Oh ja.“

„Du windest einen Kranz aus Heidekraut, wir legen ihn dem Onkel aufs Grab!“

„Ja!“ sagte sie lebhafter; und dann düster: „Ich gehe über ein Grab!“

Sie sah so traurig aus; das Wort erstarb ihm im Munde, er sagte nichts mehr.

Nun war der Morgen der Abreise da, ein schöner, lichter Morgen, an dem der Großstädter mit sehnsüchtigen Augen den Wagen nachschaut, die, mit Gepäck beladen, zur Eisenbahn rollen. Die Droschke hielt vor der Thür, die Koffer waren aufgeladen, Mile sah schon auf dem Rücksiß, das strampelnde Kind auf ihrem Schoß; noch waren die Bäckchen des kleinen Wilhelm blaß, aber der Sommerwind des freien Landes würde schon Rosen darauf erblühen lassen. Ebel hatte alles besorgt; nun wartete er unten. Elisabeth kam noch immer nicht herunter, sie hatte oben zuschließen wollen; das zweite Mädchen war zu seinen Eltern gereist.

Er sprang noch einmal hinauf. Da stand sie in der verödeten, lampferdurchdrungenen Wohnung, alle Jalousien waren geschlossen, Spiegel und Polstermöbel hatte man verhängt, der Sofateppich war zusammengerollt; da stand sie unweit ihres Schreibtisches mit hängenden Armen, den Kopf gesenkt, schlapp fiel der graue Reisemantel an ihr herunter. Sie hatte ihres Mannes Schritt nicht gehört; jetzt drehte sie den Kopf, einen langen, langen Blick warf sie auf den Platz, wo sie so oft gesessen — es war ein Abschiedsblick. Ebel wollte sie nicht stören, geschwind huschte er vor ihr die Treppe hinunter. Da kam sie nach, er hörte sie zuschließen.

„Komme Elisabeth, komm, wo bleibst Du?“

„Ich komme.“ Schwer tappte ihr Schritt die Treppe hinunter. Sie trat auf wie jemand, der eine Last trägt. Nun war sie bei ihm. Er nahm sie bei der Hand; so gingen sie die letzten Stufen miteinander.

Auf dem Bahnhof erwartete sie Heider; er hatte sich's nicht nehmen lassen, hier noch einmal den Fremden Lebenswohl zu sagen. Elisabeth hatte sonst von niemandem Abschied genommen; bei dem Gedanken an Besuche hatte sich ihre Stirn verfinstert und ein nervöses Frösteln sie überlaufen. An einem Tag hatte sie schon Hut und Handschuhe angehabt, um zu Stiefmachers zu gehen — Frau Julie hatte sich wohl einen Dank verdient, die war so oft dagesessen! — aber unten an der Hausthür war sie wieder umgekehrt, nein, sie konnte nicht hingehen! Sie stieg wieder die Treppe hinauf, legte sich auf's Sofa und verträumte apathisch ein paar Stunden.

Heider hatte ein paar Rosen für Elisabeth und eine Tüte für den kleinen Wilhelm mitgebracht. Elisabeth war seltsam weich, er auch; immer wieder streifte sein Blick sie von der Seite — wie blaß, wie still! Ihr wehmütiges Lächeln mit dem kaum merklichen Ziehen der Mundwinkel schnitt ihm in's Herz. Sie gingen auf dem Bahnsteig hin und her; Ebel trug den kleinen auf dem Arm, nun blieb er mit ihm vor dem Automaten stehen und zauberte eine Tafel Schokolade daraus hervor, während Mile aufgeregt das Handgepäck bewachte.

„Kommen Sie gut wieder!“ sagte Heider zu Elisabeth und sah sie besorgt an; und dann mit einer Bemühung zu scherzen: „Allerweil fidel! Ebel thut doch alles Ihnen zu Liebe, was er nur kann!“ Er wartete einen Augenblick — was würde sie dazu sagen?

„Ja, das thut er!“ Sie sah sich scheu um, ob auch niemand hörte. „Er thut mir so leid! Er wäre mit einer anderen glücklicher geworden!“ Eine gewisse Umrufe lag in ihrem Ton. „Könnte ich's doch ändern! Er muß viel an mir vermissen!“ Das klang wie eine angstvolle Frage.

„Dafür liebt er Sie eben!“ Es kostete Heider Ueberwindung, das zu sagen, es ging ihm eigentlich gegen den Strich; seine rabenschwarze Mähne sträubte sich, er fuhr sich mit den gespreizten Fingern durch.

„Was soll ich ihm?“ Ihr ratloser Blick irrte umher. Er zuckte die Achseln; da war schwer zu helfen!

„Ich bin so müde!“ klagte sie, „meine Kraft ist zu Ende — wo soll ich neue finden?“

„Die kommt schon wieder! Schreiben, schreiben, sich frei schreiben!“ Er warf die Mähne aus der tantigen Stirn zurück, seine Augen bligten auf. „Dies Vorrecht ist unser!“

„Ich denke an das, was vergangen ist,“ murmelte sie. „Wie war ich so anders! Ich könnte weinen. Hoffnungslos, müdig — oh jene Tage, meine schönen Tage! Mein Stern —“ Sie brach ab, ihr Mann näherte sich.

„Nun wird es aber Zeit,“ sagte Ebel, „der Zug ist schon signalisiert. Da — da fährt er ein!“

Das Gedränge war nicht sehr groß, Vergnügungsreisende fahren nicht viele in jene Gegend. Da ist das Land zu

flach, die Verhältnisse sind zu einfach und die Kiefernwälder zu eintönig.

„Reisen Sie glücklich!“ sagte Heider. Er stand vor dem Coupee; sie waren schon alle darin, Mile und das Kind, Ebel brachte eben das Gepäck unter. Elisabeth stand am geöffneten Fenster und reichte dem Freunde noch einmal die Hand hinab.

Er ergriff sie und schüttelte sie kräftig. Das Blut war ihm zu Kopf gestiegen, mit einem innigen Blick umfaßte er ihre Gestalt, und dann richtete er seine Augen fest auf ihr Gesicht. Ihre Blicke begegneten sich; Heider nickte.

„Mut, Mut!“ sagte er leise und herzlich.

„Nicht weinen, weil sie vorüber!“

„Lächeln, weil sie gewesen!“

„Und werden die Tage auch früher“

„Unsere Sterne erlösen!“

Er schwenkte den Hut.

„Auf frohes Wiedersehen!“

IX.

Ueber der Heide liegt die Sonne. Tausende von rotlila blühenden, kaum fußhohen Stauden bedecken den Boden; das ist ein Bienengehum, ein Gesur, ein Schmetterflugsaukeln und Libellengeschwirr. Fliegen, wie blühende blaue Punkte, schießen durch die Luft; grüngoldene Käfer laufen eilig, kleine rote, schwarzgepunktete Kletterer an Halmen in die Höhe — dort, unter dem niedrigen Wacholderbusch raschelt eine Eidechse, und oben zwischen den immergrünen Zweigen weben die Spinnen silberschimmernde Fäden.

Die Luft ist still, heiß und doch nicht drückend. Ein starker Duft steigt vom Kraut auf, und weiterhin, wo die Heide zu Ende geht, schimmert es goldgelb; das sind Lupinen, sie duften heraufschend, süßer wie Jasmin. Der sommerlich leise Windhauch nimmt den Geruch auf und trägt ihn wohl eine Stunde weit in die Runde, dort zum Dorf, dort zum See, dort zu den Kiefern, die der Niesenwald als Boten ins Feld schickt.

Da liegt der See, in einer leichtgesenkten großen Mulde, wie blauer Stahl schimmert er von fern gesehen; in der Nähe ist er blau, kornblumenblau, zwischen seinen grünen Rändern das tiefgefärbte Bild des Sommerhimmels widergebend.

Der Menschen sind wenige; da liegt der Fischer im angebundenen Nachen, die Wellen rühren sich nicht, er summt vergnügt und raucht seine Pfeife.

Von jenem Feld, das schon gemäht ist, fährt eben ein Ochsengepaar das letzte, hochgepackte Fuder ins Dorf; der Bauer sitzt oben auf, Knecht und Magd, Rechen und Heugabeln schultern, wandern nebenher. Vom Tritt der groben Männersehuh fliegt der Staub auf, das Mädchen läuft barfuß, seine Röde schwenken, sein helles Kopftuch schimmert weithin.

Jetzt hört man nichts mehr vom Anarren des Wagens, hinter jener Erdwelle ist er verschwunden; auch der Fischer summt nicht mehr, die Pfeife ist ihm aus dem Munde gefallen — er schläft.

Stille. Da blaut der Wald ernst und dunkel, weit in der Runde schließt er dies Stück Erde ein; da grünen die Raine, von Rohn und Binden und Glockenblumen und Kamillen hant besprengt; da wehen weiße Fäden über dicke Stoppeln; da sucht das Nebeluhn mit seinen Zungen Schatten im blühenden Klee, und da duckt sich der Hase zwischen fetten Kohlköpfen und läßt sich wohl sein.

Friedvolles Land, so weit das Auge sieht. Besänftigende Ruhe sinkt nieder vom wolkenlosen Blau, himmlischer Tau, der die Kreatur erlabt. Feucht kommt der Hauch vom See und kühl die lechzenden Lippen, aus jeder Adergurgel steigt der Duft der Gesundheit.

Kein Laut und doch hoch über den Feldern ein Konzert unsichtbarer Sänger, ein frohes Lied aus tausend Achlen. Man hört es kaum, man fühlt es mehr, dieses Zauchzen, das aufwärts steigt im Sonnenstrahl; es tönt von jedem Blütenblatt, von jeder Aehre, von jedem Grashalm, jeder Nadel des Waldes, von jedem Tropfen des Wassers, jedem Staub des Weges, von jeder Erdkrume.

Die Brust dehnt sich, der matte Blick belebt sich. — — —

Die Eisenbahn führt nicht bis hierher. Als Ebel und Elisabeth in Mezeritz die Bahn verließen, machte er seiner Frau den Vorschlag, ihren alten Freund, Doktor Mannhardt, gleich aufzusuchen. „Wie wird der sich freuen!“ sagte er.

„Meinst Du?“ Sie sprach ganz teilnahmslos. „Er

wird mich kaum wiedererkennen — die Freude wird sich halten lassen.“

Als er sie noch immer fragend ansah, drehte sie den Kopf weg. „Damals war ich anders,“ hörte er sie murmeln, „damals so mit vollen Segeln ins Leben hinaus, und jetzt —“ Sie sprach es nicht aus, aber er sah an dem Ausdruck ihres Gesichtes, daß es nichts Erfreuliches war.

Im Dorf war die Aufregung groß; als sie angefahren kamen, lief, was Beine hatte, auf die Straße; es war schon Feierabend. (Fortsetzung folgt.)

Kleines Feuilleton.

h. Ausflügler. Durch die letzten Reihen der Kiefernstämme, die einem Kiefernzaun gleich die Chaussee von den Wiesen trennten, leuchtete die sonnenbeglänzte Oberfläche des Flusses. Hinter den Uferbüschen blühte das grelle Weiß der Segel.

Ob es wohl noch weit ist bis zur Brücke ist? fragte sich der Wanderer, der in gleichmäßigem Schritt zwischen den Kiefern vorwärts strebte. Da hörte er von jenseits der Straße hinter Wachholdergebüsch lustiges Lachen und Kichern. Mit einem Satz war er über den Graben, dann über die Chaussee und herum um den Wachholder. Eine Gesellschaft junger Leute lagerte auf dem Gras und den darüber verstreuten Kiefernadeln. Junge Männer lagen mit ihrem Kopf im Schoß junger, hellgekleideter Mädchen. Andere bewarfen ihre ruhenden Schönen mit Kienäpfeln. Ein junger Mann stand mit dem Kopf nach unten an einem Kiefernstamm und spielte den Schlafenden; worüber die Mädchen laut lachten. Als sie den Wanderer sahen, wendeten sich ihm alle neugierig zu.

Er fragte nach der nächsten Brücke. Ein junger Mann wies ihn hin. Dann fragte er den Wanderer, ob er „Handwerksbursche“ sei. Unter den fragenden und forschenden Augen der Mädchen gestand er es voller Verlegenheit.

„Na, dann warten Sie mal!“ meinte der junge Mann. Fast alle standen auf und warfen ihm eine Kleinigkeit für den Wanderer in den hingehaltenen Hut. Der bedankte sich und ging rasch der Brücke zu. Unter den ihm nachgeschickten Blicken fühlte er sich aber recht unbehaglich. Auch zitterten ihm schon die Knie von dem langen Marsch — er stolperte.

Die Ausflügler lachten auf. Er raffte sich zusammen und ging weiter. Da hörte er, wie die Ausflügler immer vergnügter lachten. Er lugte ein wenig zurück.

Eins der Mädchen war aufgesprungen und machte ihm seinen schwanfenden Gang nach. Das Blut stieg ihm in den Kopf. Er hätte sie schlagen mögen, die sich über sein Unglück so lustig machten.

Mit jähem Entschluß kehrte er um und warf die Münzen, die sie ihm geschenkt, auf die Erde. Zum Weitergehen hörte er, wie sie wieder lachten. Es war aber nicht mehr das prozige Gelächter der Schadenfreude. —

— **Von Arthur Schopenhauer** erzählt Swimmer in seinem „Leben Schopenhauers“: Eustand in der Nacht Lärm, so fuhr er vom Bette auf und griff nach Degen und Pistolen, die er beständig geladen hatte. Auch wenn keine besondere Erregung eintrat, trug er eine fortwährende innere Sorglosigkeit mit sich herum, die ihm Gefahren sehen und suchen ließ, wo keine waren. Sie vergrößerte ihm die kleinste Widerwärtigkeit ins unendliche und erschwerte ihm den Verkehr mit den Menschen. Seine Werkstücken hielt er dergestalt verdeckt, daß, trotz der lateinischen Anweisung, die sein Testament dazu gab, einzelnes nur mit Mühe zu finden war. Keine Aufzeichnung, die sein Vermögen und häusliche Oekonomie betraf, vertraute er der Landessprache an; er führte sein Rechnungsbuch englisch und bediente sich bei wichtigen Geschäftsnotizen des Lateinischen und Griechischen. Um sich vor Dieben zu schützen, wählte er täuschende Aufschriften und verwarf seine Wertpapiere als *Aranea medica*, die Zuschnittstücke besonders in Briefen und Notenheften und sein Gold unter dem Tintenfaße im Schreibpulte. Nie vertraute er sich dem Scheermesser eines Barbiers an; auch führte er stets ein ledernes Schißchen bei sich, um beim Wassertrinken in öffentlichen Lokalen nicht der Anstetzung preisgegeben zu sein. Die Spitzen und Köpfe seiner Tabakspfeifen nahm er nach jedesmaligem Gebrauch unter Verhüll. Aus Furcht vor dem Scheintode verordnete er, daß seine Leiche über die gewöhnliche Zeit hinaus offen beigesetzt werden sollte. In Vertragsverhältnissen fürchtete er in der Regel, betrogen zu werden. Seit 1856 wohnte er wegen der größeren Sicherheit gegen Feuersgefahr stets im Erdgesch. —

Literarisches.

h. Alexis Lugowoi: In der Werkstätte des Lebens. Roman. Einzig autorisierte Uebersetzung aus dem Russischen von Heinrich Johanson. Berlin, Wita, Deutsches Verlagshaus. — In dem 700 Seiten starken Band wird der Nachweis geführt, daß auch eine Russin aus vornehmer Familie eine geschickte Schneiderin werden kann. Das wäre so das ganze Um und Auf der Handlung und gleichzeitig ein großer Teil der Gedanken, die diesen Roman füllen. Und doch verlohnt das Buch eine etwas eingehendere Besprechung, nicht zumindest wegen des Restes an Ideen, die durch die erwähnte Handlung nicht schon mit Charakteristik sind.

Die russischen Romanschriftsteller sind vor allem Leute, die etwas sagen wollen. Und wenn sie nur auch wirklich etwas zu sagen haben, so kann man sich leichter darüber trösten, daß es nicht immer Dichter sind, die dichterische Kunstformen für ihre Zwecke benutzen. Dazu kommt noch eins. Die belletristische Form ist so ziemlich die einzige, die der russischen Intelligenz ein Lautwerden ihrer Gedanken ermöglicht, und so repräsentieren russische Romane thatsächlich das geistige Leben ihres Landes in einem Maße, das man kaum bei der Romanliteratur eines anderen Volkes antreffen wird. Da die russische Intelligenz im großen Ganzen nur aus der Schicht der Wohlhabenden und Reichen sich bildet und ergänzt, so gewinnen die Ideen, deren Wichtigkeit sie verkünden, eine ganz besondere Färbung. Da der arbeitende Geist im praktischen Sinne zur Unthätigkeit verdammt ist, so spinn er sich ganz in seine eigene Welt ein, die bei der Verührung mit der Wirklichkeit entweder nur schmerzhafteste Eindrücke empfängt oder das reelle Leben in das ideale System zwingen will. Und so verfallen diese Vaterlandsretter, falls sie sich nicht resigniert in die Mystik ihres Seelenlebens zurückziehen, auf die unscheinbarsten Dinge, um durch sie der Entwicklung neue Bahnen zu weisen; wo ein Problem sie verwirrt, da helfen sie sich mit philosophischen Abstraktionen, und die ganze Zukunft hängt für sie nur davon ab, welche Lehrmeinung Oberhand gewinnt. Nirgends bringt man der Frauenfrage so brennendes Interesse entgegen, wie in dem kulturell rückständigen Rußland, aber nirgends ist sie auch eine so ganz auf eine bestimmte Gesellschaftsrichtung beschränkte Angelegenheit, deren Behandlung einen eigenen Charakter aufweist. Die Ehefrage wird zu einer philosophischen Diskussion über das Wesen der Liebe — in Lugowoi's Roman verhandeln die beiden Hauptpersonen, so oft sie zusammen kommen, über dieses Thema. Anfangs in ganz geistreicher Weise; aber immer mehr verflachen sich die Gedanken, je mehr sich in dem philosophischen Schriftsteller auch der Dichter regt. Er möchte trotz allem zeigen, wie die sinnliche Liebe ein durchaus notwendiges Korrelat zur idealen Gemeinschaft der Liebenden ist, noch allgemeiner, wie der natürliche Mensch gleichzeitig auch der gute und schöne Mensch sein muß. Aber in diesem Wettstreit zwischen dem abstrakten Philosophen und dem aus dem vollen Leben schöpfenden Dichter kommen beide zu kurz. Namentlich der Dichter, soweit er die gewählte Kunstform beherrschen soll, ist übel daran, für den sogenannten psychologischen Roman reicht weder Lugowoi's begriffliche Schärfe, noch seine allzuwenig tief dringende psychologische Analyse aus. Die Handlung ist äußerst düstlig, die Schilderungen ohne Glanz und Farbe, mitunter auch ohne Anschaulichkeit. Wie ausführlich wird eine große Nählschule beschrieben, aber wie wenig darin gesagt! Von dem Leben des russischen Volkes, in dessen verschiedenen Schichten der Roman spielt, erfährt man nichts, von dem Leben der obersten Schichte, der die Hauptpersonen angehören, nur auf mittelbare Weise, wenn man sich an die Entstehungsbedingungen des russischen Romans im allgemeinen hält. Das Buch bleibt lesenswert, nicht wegen seiner besonderen Vorzüge, aber wegen seines generellen Charakters. —

Theater.

— **Neues Theater.** „Kiwito“, Komödie in 4 Akten von Ferdinand Bonn. — Das war einmal etwas ganz Apartes. Herr Bonn, der auf jeden Fall Originelle, fand gleich dem großen Alexander sein Vaterland zu klein und zog erobernd hinaus in den fernen Orient. Japan, das mächtigste, mußte herhalten, um dem ehrgeizigen Sieger als Hauptfache eine neue, noch nie dagewesene Glanzrolle und obendrein noch ein Stück zu verschaffen, ein Stück, das sich natürlich um die Glanzrolle dreht, wie der Sterne Chor um die Sonne sich stellt. Alles dies, Glanzrolle und Stück, war ganz allein der Urkraft seines schöpferischen Geistes entsprungen. Aber auch für sein Volk, für das blasierte und so stark zum moquieren geneigte, hatte Herr Bonn in seiner Komödie „Kiwito“ etwas mitgebracht, nämlich echt japanische Sittenlehren, die dem faulen Stamm mitteleuropäischer Afterkultur verjüngend aufgepfropft werden sollten. Zu diesem Zwecke war die honette Gesellschaft unseres lieben Vaterlandes in „Kiwito“ mit einer wenigstens im Gartenlauben-Theater erstauulichen Rücksichtslosigkeit abkonterfeit worden. Seine Beamtenfamilie, total verblumt, aber nach außen hin schneidig und streng auf Standeschre bedacht. Dem hoffnungsvollen Sproßling der Familie fällt auf einem Wohlthätigkeitsballe ein unschuldiges Kind in die Hände. Von diesem Augenblick ab spielen die Notthelfer der Bühne, die Mißverständnisse, eine ausschlaggebende Rolle. Valentin mit dem aufgewirbelten Schmirrbart steht infolge eines Mißverständnisses Maria für eine Millionärin an. Jrgend ein Paragroph im Moralkodex der guten Gesellschaft zwingt den Lumpen von Ehre aber, daß er eine Dame, die er kompromittiert hat, entweder durch ein Duell oder durch Heirat wieder kurfähig mache. Valentin richtet es so ein, daß die von ihm Beleidigte ihm die Hand zur Verlobung reichen muß. Ein neues Mißverständnis versteht den glücklichen Bräutigam in den Glauben, daß sein vermeintlicher Goldfisch die Geliebte des Thronfolgers im Ländchen sei. Desgleichen wird mißverständlich angenommen, daß Hoheit gerufen werde, auch nach der Hochzeit das zärtliche Verhältnis fortzusetzen. Der Bräutigam ist überglücklich und beranscht sich mit seiner Familie in dem Gedanken, daß ihm bei solchen intimen Beziehungen zum Fürstenhaufe alle Pforten zu den höchsten Ehrenämtern im Staate offenstehen. Die Ursache aller aufgejähnten Mißverständnisse aber ist das radebrecherische und daher mißverständene Deutsch des japanischen Grafen Kiwito,

der sich studienhalber von Staats wegen in Deutschland aufhält. Ein Allernachster, dieser von Herrn Bonn mit unheimlicher Naturtreue dargestellte Japaner. Einesteils thut er so dumm, daß er in eine Verlobungsfalle geht, die ihm von der Schwester des strebenden Valentin birnenhaft gestellt worden ist. Andererseits aber hält er alle Fäden in der Hand, spottet nach Herzenslust über die lotterhafte Moral der europäischen Gesellschaft und veranlaßt im letzten Akt, daß die seine Familie erlarmt und schimpflich von dannen ziehen muß, während die unschuldige Maria, zu der Hoheit nur eine väterliche Reimung hegen, einem wahrhaft edlen Menschen, nämlich dem talentvollen, aber schände beiseite geschobenen Halbbruder des Strebers in die Arme fällt.

Sei es nun Mangel an Begabung oder superkluge Berechnung, genug, der Dichter Bonn hat seine Komödie des honetten Kampentums so eingerichtet, daß sie eigentlich keine Komödie, sondern im Grunde nur eine Fosse von jener Sorte ist, in der ganz grobe Mittel die Wirkung hervorbringen müssen. Ein Hauptspäß ist zum Beispiel, daß auf der Verlobungsfeier eine Thür ausgehängt und als Speisetisch benutzt wird. Der von Herrn Bonn gebrauchte Trid bewirkt, daß das Publikum auch die Wahrheiten, die im Stück verländet werden, als Fossen laufen läßt und sich keineswegs durch sie geärgert fühlt. Was haben die Schläge zu bedeuten, die Hanswurst ansteilt? So lachte man unerbändig, beglückwünschte Herrn Bonn, daß er diesmal im Streben nach Originalität den Vogel abgeschossen, ließ sich im übrigen aber die Verdammung so gut anlegen sein, als ob die „Wahrsagerin“ oder das „Weiße Rühl“ aufgeführt worden wäre. —

Volkstunde.

c. Die „Reidkrankheit“. Tritt man in die Gesindestube eines österreichischen Bauern, in der man gerade bei der Mahlzeit ist, so wird man bemerken, daß alle auffällig die Eßgeräte aus der Hand legen. Sie haben Angst, man könnte sonst einem aus der Tischrunde den Vissen „in die Seele hinein verneiden“. Als Beleg für diese weit verbreitete und scheinbar uralte Volksansicht, die ethisch für die Auffassung des Reides im Volke höchst beachtenswert ist, giebt Hans Schütowitz in der „Zeitschrift für österreichische Volkstunde“ folgende Stelle aus den handschriftlichen Aufzeichnungen wieder, die er in einem Kalender des Mantzhauser Markthudius Ignaz Reimann aus dem Jahre 1832 fand. „... Es war in der Schmittzeit, am Jakobitag, und ich war damals noch junger Bräutigam, hätt sollen in Wald die väterlich Wirtschaft versorgen, da werd ich sterbenskrank. Es ist so geschähen: Das Gestand war jüst beim Eißernast und ich unter ihnen. Kommt dafig ein Krüppel vor die Schwel und bettelt. Ich geh zum Hofruum und hol mir ein frisch Trinkwasser. Und mir wird mit einmal der Wecher centnerschwer, ich werd toinisch und verlier das Bewußtsein. Fast sicher weitergeffen, meint meine Mutter... wie der bettelt hat. Und das Nebel wird immer ärger. Ich werd' spindeldürr. Gebt dem Naz den Rosenkranz in die Hand, jagen die Nachbarsleut. Ich schlaf in einfort und der Mund steht mir offen zum Essen. Und grad das Essen macht mich hungri und grad der Schlaf immer matter und mägerer. Der Mutter wird himmelsbang. Sie wüßt sich kein Rat mehr, sagt sie. Der Steinbrecher, rat die Auwittelwirtin, sollt bei so was helfen können, aber man dürft' halt nit bitten und nit danken für sein Rat. Und so nimmt mich unser Großvacht auf sein' Schutter und tragt mich glockenschwer über die Wecher. Der meßt und meßt. Es wär' die Reidkrankat, meint er. Ein Glied hätt noch gefehlt, und er hätt' mir nimmer helfen können. Dann bekrenz er sich und mich etlichmal und faugt selber an zu febern, weil er die Krankheit aufgenommen hätt. Der Mutter aber giebt er den Rat, ich sollt ein Häfen warme Geismilch so lang einrühren, bis der Köffel steden bleibt. Aus dem Teig macht sie Pulver und ich nimn Tag für Tag beim Sonnenaufgang eins und bet ein Vaterunser für die, die in der Krankheit gestorben... Darauf werd ich am neunten Fiebertag so schlecht, daß mich verjegen lassen wollen. Wart zu, sagt der Steinbrecher zu meiner Mutter, bis zum letzten Pulver. Und wirklich, ein Aß kommt nun das ander, unter der Wäsel, am Hintern... in der Fußsohl. Lauter gelbes Wasser geht daraus ab. Am zwölften Tag bin ich munter aus der Bettfiatt gesprungen und war gheißt von der Reidkrankat... Seither is ich vor kein Fremden nimmer.“ —

Physiologisches.

u. Kräfteverbrauch beim Radeln. Einer der jüngeren Berliner Physiologen, Herr Dr. Leo Jung, hat das Verhältnis der Kraft, die ein Radler verbraucht, zu derjenigen, die beim Marschieren aufgewandt wird, festgestellt. Der Kräfteverbrauch wurde ermittelt durch das Quantum Sauerstoff, das bei den in Frage stehenden Arbeitsleistungen eingeatmet wird. Die Größe des Untersuchungsapparates gestattete nicht, eine größere Radfahrergeschwindigkeit zu berücksichtigen, als 21 1/2 Kilometer in der Stunde, also die eigentlichen Parforcefahrten, und der Kräfteverbrauch dabei — jedenfalls ein außerordentlich hoher — wurden nicht in Betracht gezogen. Im übrigen ergab sich, daß bei allen verschiedenen Geschwindigkeiten — ganz langsame, mittlere und beschleunigte Bewegung — für den Fußgänger etwa der doppelte Kräfteaufwand nötig ist, einen Kilometer Weg zurückzulegen, als für den Radfahrer. Dies Resultat ist um so auffälliger, als der Fußgänger ja nur seinen eigenen Körper zu bewegen hat, der Radfahrer

aber auch noch die Last seines Rades; es scheint hiernach, daß der Fußgänger eine relativ große Kraft für Leistungen des Körpers zu verwenden hat, die dem Gehen direkt nicht zu gute kommen, sondern dazu dienen, den Körper bei der abwechselnden Vorwärtsbewegung der Beine stets im Gleichgewicht zu erhalten; beim Radler fallen diese Bewegungen entweder fort oder sie dienen nicht allein zur Erhaltung des Gleichgewichts, sondern auch, um die Maschine im Gang zu erhalten. Trotz dieser Kräfteersparnis pro Kilometer braucht aber ein Radfahrer in einer Stunde ungefähr 22 Proz. mehr lebendige Kraft als ein Fußgänger, aber dies ist nicht auffällig, wenn man bedenkt, daß der Radfahrer in der Stunde etwa einen viermal so langen Weg zurücklegt, als der Fußgänger. —

Technisches.

— Asbestmörtel. Die großen Mengen kurzfasrigen Asbastes bei Gewinnung des Asbestes haben die Kanadischen Werke zu Danville als Mörtel zum Verputzen von Eisen-, Stein- und Holzwänden benutzt, eine Verwendung, die immer mehr an Bedeutung gewinnt und sich schnell von Amerika nach England und besonders nach Deutschland verbreitet. Der Mörtel wird aus dem sogenannten Asbestie durch Zufuß von Wasser oder wenig ungelöstem Kalk, Gips oder Cement hergestellt und wie gewöhnlicher Bauputz behandelt. Dieser zeichnet sich durch Glätte, Beständigkeit und große Feuerwirkung aus. Letztere ist so bedeutend, daß in den Vereinigten Staaten von Nordamerika für staatliche Bauten die Verwendung von Asbestmörtel bereits vorgeschrieben ist und die Feuerversicherungs-Gesellschaften solchen Häusern geringere Prämienätze gewähren. Da Asbest ein schlechter Wärmeleiter ist, so sind die Zimmer, deren Wände mit Asbestmörtel verputzt sind, im Winter besonders warm, im Sommer kühl. Schätzenswert ist die Beständigkeit der Farben auf Asbestmörtel. Eigentümlich ist seine schalldämpfende Eigenschaft. Holzene Zwischenwände in Häusern, beideseits mit Asbestmörtel verputzt, sollen völlig schalldicht sein. — (Prometheus.)

Humoristisches.

— Das höfliche Schwäblein (zur Zeit in einem oberbairischen Lustthor). Arzt (Bayer): „Dem Du mir nicht gleich die Zunge herzeigst, dann nehm ich Dich beim Ohrwäschl. Versteht mich?“

Der kleine Schwabe: „So? So grob isch mer bei mir dahom nit mit de Leit! Mutter, gib mer mal de Hammer her, daß ich den Doktor auf de Grund 'auf haue kann.“ —

— Frankfurter Zwiegespräch. „Glaube Sie, daß der Herr Rahu Cancan kann?“

„Na, der Herr Rahu kann kan Cancan.“ —

— Der ungalante Papa. „Papa, hier in der Zeitung ist von einer „Quetschmaschine“ die Rede, was ist das?“

Der Papa (mit einem Wid auf die Mama): „n Korsett!“ — (Jugend.)

Notizen.

— Die Winterfaison im Theater des Westens wird am 15. September eröffnet. Als erste Vorstellung ist die komische Oper „Die Reise nach China“ von Labiche und Delacour, Musik von Vazin, in Aussicht genommen. Das Gastspiel der Prevosti wird der Eröffnung unmittelbar folgen. Vom 1. bis 15. September soll ein Wiener Ensemble im Theater des Westens gastieren. —

— Die Néjane wird im Oktober mit einem eigenen Ensemble ein mehrtägiges Gastspiel im Theater des Westens geben. —

— In dem angeblichen Athenatempel auf der Halbinsel Sunion wurde eine Inschrift aus dem 4. Jahrhundert vor Christi aufgefunden, aus der hervorgeht, daß der Tempel nicht der Athene, sondern dem Poseidon gewidmet war. —

— Eine gut erhaltene antike Straße ist bei Ausbaggerungsarbeiten auf dem Landgut Voscovale bei Neapel entdeckt worden. Mehrere schön verzierte architektonische Säule und elf Menschenengerippe an einer Thür, sowie ein Körbchen mit Silbermünzen und einem goldenen Halsband wurden ebenfalls dort aufgefunden. Man glaubt, daß die Straße zu der Patrizier-Villa führt, die vor einigen Jahren auf der in der Nähe liegenden Besitzung Depriaco entdeckt wurde. —

t. Die Wetterwarte auf dem höchsten Gipfel Großbritanniens, dem Ben Nevis, wird wahrscheinlich eingehen. Die wissenschaftlichen Kreise Schottlands können auf die Dauer ihre Unterhaltungskosten nicht allein tragen, und das Unterhaus hat einen Zufuß nicht bewilligt. —

t. Im Jahre 1898 wurden rund 35 Millionen Tonnen Gußeisen erzeugt. Die Fabrikation von Stahl stieg im gleichen Jahre auf etwa 25 Millionen Tonnen. Bei einem Verlust von 10 Proz. beim Umwandlungsprozeß wurden 78,5 Proz. der Eisenproduktion in Stahl umgewandelt. —

Die nächste Nummer des Unterhaltungsblattes erscheint am Sonntag, den 20. August.